

PRIVATE SICHERHEITSFIRMEN IM KANTON BERN

Keine stillen Nächte für Türsteher Aemmer

Türsteher haben ein schlechtes Image. «Möchtegernpolizist» ist noch das Netteste, was Hänü Aemmer bei seinen nächtlichen Einsätzen zu hören bekommt. Er wurde auch schon mit Waffen bedroht. Es gebe schwarze Schafe in seiner Branche, sagt Aemmer. Eine staatliche Kontrolle privater Securitys lässt auf sich warten.

Eine gute Nacht ist für Hänü Aemmer eine, in der er nicht zu packen muss. Das kommt praktisch nie vor. Nach 1 Uhr «gehts meistens ab», wie Aemmer sagt. Mit steigendem Alkohol- und Drogenpegel sinken beim Partyvolk die Hemmungen. «Wer nicht mit eigenen Augen gesehen hat, was sich in Berner Clubs abspielt, wird glauben, ich übertreibe.»

Hänü Aemmer: Oberländer Bauernsohn, 30 Jahre alt, Türsteher. Seine Hände sind Pranken. Überraschend sanft klingt seine Stimme. Aemmer ist einer der Securitys, die Anfang Monat zu einer Geldstrafe verurteilt wurden (siehe Box). Nach dem Prozess meldete er sich, weil er über seine Branche reden wollte.

«Nach jedem Wochenende liest man von Massenschlägereien, Gewalt, Besäufnissen – aber nie darüber, wie wir Türsteher solche Nächte erleben.» Aemmers Bedingung vor dem Gespräch: Über das für einen Kollegen noch nicht abgeschlossene Gerichtsverfahren will er nicht reden.

Nahkampf und das Gesetz

Drei Wochenenden pro Monat steht Hänü Aemmer von Donnerstag bis Sonntag vor verschiedenen Clubs in Bern und Thun. Um 20 Uhr fängt er seinen Dienst

«Man muss viel einstecken können und sich bewusst sein, dass man nicht austeilen darf.»

an, je nach Lokal ist er bis 3.30 Uhr oder 6 Uhr in der Früh auf den Beinen. Nach Hause fahren kann er, wenn der Rapport über die vergangene Partynacht geschrieben ist.

Daneben arbeitet Aemmer 100 Prozent in einer Molkerei. Mit seinem Kollegen Marc Schmid hat er eine eigene Sicherheitsfirma gegründet. LDL Security heisst sie. LDL steht für «Lebe deine Leidenschaft». 25 Türsteher – davon 3 Frauen – beschäftigen Aemmer und sein Teilhaber im Stundenlohn. Die Angestellten haben bei LDL eine Grundausbildung zu absolvieren. Es werden Nahkampftechniken geübt oder rechtliche Grundlagen vermittelt. Der grösste Teil der Arbeit bestehe darin, Besoffene zusammenzulesen oder bei Verletzten Erste Hilfe zu leisten, meint Aemmers Teilhaber Schmid lakonisch.

«Türsteher sein, das ist mein Leben», sagt Aemmer. Ein Leben, das für Aussenstehende wenig reizvoll tönt: Sturzbesoffene und zugeröhrnte Jugendliche, Nacht für Nacht. Schlägereien. Lärm, Dreck, Verletzte. «Keine Nacht ist gleich. Mir gefällt es, bei der Bütz Kontakt mit Menschen zu haben», so sieht das Aemmer.

Kritisch mit seiner Branche

Im Securitybereich landete er «zufällig». Bei Festen auf dem Land half er mit, den Verkehr zu regeln, später stand er an Bar-

und Pubfestivals an den Eingängen, arbeitete einige Saisons beim Ballermann auf Mallorca. «Als 18-Jähriger fand ich es geil, ein Schildchen mit der Aufschrift Security an meiner Jacke zu haben. Würde ich das heute noch so sehen, wäre ich im falschen Job.»

Mit seiner Branche ist Aemmer durchaus kritisch: «Natürlich gibt es schwarze Schafe. Typen, die ihre Aggressionen nicht im Griff haben und sich gerne prügeln.» Schreibe er eine Stelle aus, sagt Aemmer, bewerbe sich «jeder Löu». Von 50 Personen könne er vielleicht 2 gebrauchen. Dem Rest würde er nicht trauen.

Weshalb es nicht längst eine einheitliche Ausbildung und Prüfung für Sicherheitsangestellte gibt, kann Aemmer nicht versteinern.

«Ich schikaniere die Kunden nicht. Weshalb sollte ich? Die zahlen ja auch meinen Lohn.»

hen. «Das Image privater Securityfirmen würde sich verbessern, wenn die Öffentlichkeit wüsste, dass man für den Job gewisse Anforderungen erfüllen muss.» Heute könne sich jeder Security

nennen und sich als Sheriff aufspielen. Dabei sei doch das Gesetz klar, sagt Aemmer: «Securitys sind keine Polizisten. Im Prinzip dürfen wir gar nichts.»

Die enge Zusammenarbeit mit der Polizei sei wichtig und funktioniere in Bern gut, findet Aemmer. Es stimme schon, dass private Sicherheitsleute manchmal Aufgaben übernehmen, die sie laut Gesetz nicht übernehmen dürften, räumt er ein.

So kommt es regelmässig vor, dass Türsteher bei Schlägereien ausserhalb der Clubs eingreifen. Grosse Schanze, Aarberggasse, Wankdorf – die Orte sind in Bern immer die gleichen. «Was sollen wir machen, wenn zwei Gruppen mit Messern aufeinander losgehen? Warten, bis es Tote gibt?» Polizist werden, das habe er nie gewollt, sagt Aemmer. Er würde es nicht ertragen, Opfer von Unfällen oder Suiziden zu sehen.

13-Jährige vor dem Club

Aemmer ist Vater einer zweieinhalbjährigen Tochter. «Ich bin froh, dass das Thema Ausgang noch einige Jahre auf sich warten lässt...» In diesem Punkt werde er bestimmt ein strenger Vater sein.

«Ich frage mich, weshalb es heute so viele Eltern gibt, denen es offenbar egal ist, was ihre Kin-

der treiben.» 13-Jährige, die mit gefälschten Ausweisen versuchten in die Clubs zu gelangen, seien an der Tagesordnung. In solchen Fällen informiere er die Eltern, sagt Aemmer. Es sei aber mehrmals vorgekommen, dass ihn ein Vater als Rassist beschimpft habe, weil er den Sohn oder die Tochter nicht in den Club lassen wollte.

Ein ruhiger Typ müsse man als Türsteher sein, sagt Aemmer. Zuhören. «Man muss viel einstecken können und sich bewusst sein, dass man nicht austeilen darf.» Wer damit nicht leben könne, frustriert oder aggressiv werde, habe im Securitybereich nichts verloren.

Aemmers Berufsethos und die Wirklichkeit decken sich nicht, das ist ihm bewusst. «Es gibt sicher Türsteher, die ihre Machtposition ausnutzen.» Er könne nur für sich reden, «und wenn ich jemanden nicht in den Club reinlasse, dann hat das einen guten Grund». Er schikaniere die Kunden nicht. «Weshalb sollte ich? Die zahlen ja auch meinen Lohn.»

Den Vorwurf, oft müssten Ausländer oder Secondos draussen bleiben, lässt Aemmer nicht gelten. «Wenn jemand nicht rein darf, dann darum, weil wir befürchten, dass Ruhe und Ord-

«Es gibt sicher Türsteher, die ihre Machtposition ausnutzen.»

nung gefährdet wären.» Wenn sich knapp 1000 Leute auf engstem Raum befänden, könne man kein Risiko eingehen.

Pfefferspray gegen Pistole

Sein Job sei eine ständige Gratwanderung, sagt Aemmer. Er sei von Gästen schon mit Messern bedroht worden, einmal gar mit einer Pistole. Selber trägt Aemmer lediglich einen Pfefferspray bei sich. Und Handschellen. «Ich finde es richtig, dass Securitys keine Waffen haben dürfen. Das wäre viel zu gefährlich in Situationen, die eskalieren.» Am meisten «eingefahren» sei ihm nicht die Bedrohung mit der Pistole. «Ich habe zusehen müssen, wie mein Kollege von einem Gast zu Boden geschlagen wurde.» Der Türsteher erlitt einen Schädelbruch. «Er lag am Boden, und ich dachte, er sei tot. Das war furchtbar.»

Aemmer hat ein Gespür für heikle Konstellationen entwickelt: In Vollmondnächten eskaliere es oft, sagt er. Besonders schlimm sei es an Weihnachten. «Da reagieren viele Gäste im Ausgang die Aggressionen ab, die sich unter dem Tannenbaum angestaut haben.» Gute Nächte dürften in nächster Zeit in Hänü Aemmers Arbeitsalltag rar sein.

Mirjam Messerli



Türsteher Hänü Aemmer hat unruhige Nächte vor sich. Über die Festtage ist das Berner Nachtleben noch konfliktgeladener als sonst. «Da reagieren die Gäste die Aggressionen ab, die sich unter dem Tannenbaum angestaut haben.»

Stefan Anderegg

DER PROZESS

Sechs Türsteher des Berner Clubs Mad Wallstreet standen Anfang Monat vor Gericht. Fünf von ihnen akzeptierten eine Geldstrafe, der sechste Angeklagte nicht. Sein Prozess wird im Frühjahr stattfinden. Allen wurde vorgeworfen, sie hätten zwei Gäste des Clubs in Handschellen gelegt und verletzt (wir berichteten). Die Türsteher waren der Freiheitsberaubung und Körperverletzung angeklagt. Der Fall hatte die Debatte über private Sicherheitsfirmen wieder angeheizt. mm

GESETZ

Im Kanton Bern werden Türsteher nicht kontrolliert

Für den kantonalen Polizeidirektor Hans-Jürg Käser (FDP) ist die heutige Situation unbefriedigend: «Wir müssen die Ausbildung und die Kontrolle privater Sicherheitsangestellter regeln.» Das verlangt auch das Kantonsparlament. Es überwies bereits 2007 einen entsprechenden Vorstoss. Angestrebt wurde von der Kantonsregierung ursprünglich eine gesamtschweizerische Lösung. «Eine solche würde Sinn machen, weil die grösseren Sicherheitsfirmen in verschiedenen Kantonen tätig sind», sagt Käser. Doch inzwischen haben sich die Westschweizer Kantone auf ein Konkordat über die privaten Sicherheitsun-

ternehmen geeinigt. In der Deutschschweiz ist man noch nicht in allen Kantonen so weit. Die Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren (KKJPD) hat erst einen Entwurf für einen Vertrag zwischen den Deutschschweizer Kantonen verabschiedet. Die Kantone – unter ihnen auch Bern – prüfen nun, ob sie diesem Konkordat beitreten wollen. «Wir haben Zeit verloren, weil wir uns um eine gesamtschweizerische Lösung bemüht haben», sagt Käser. Das sei bedauerlich. Er will den Entwurf möglichst noch im Jahr 2012 dem Grossen Rat vorlegen. Könnten sich die Kantone nicht einigen, so Käser, werde er alles

daransetzen, wenigstens für den Kanton Bern gesetzliche Grundlagen zu schaffen.

Wie arbeiten Sicherheitsdienste und Polizei heute zusammen? Am Prozess zum Vorfall beim Club Mad Wallstreet hiess es, es gebe Absprachen zwischen Security und Polizei. Zum Beispiel über den Einsatz von Handschellen. Dem widerspricht die Polizei. «Es gibt keine generellen Absprachen. Kontakte bei Einzelfällen sind aber nicht ausgeschlossen», heisst es bei der Medienstelle. Die Polizei hält fest, dass private Sicherheitsdienste «keine polizeilichen Aufgaben und Befugnisse» hätten. mm